

# Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von Fortune de Boisgobey.

Autorsitzte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(6. Fortsetzung.)

„Also ist ein Testament, das zu Gunsten eines Toten ausgestellt ist, null und nichtig.“  
„Das ist richtig, aber...“  
„Dieses Testament wird hinfällig, wie der juristische Ausdruck lautet.“  
„Run, das ist eben so, als wenn es nicht existierte. Das Vermögen fällt vollständig den natürlichen Erben zu.“  
„Wenn also dieses Mädchen einen Tag vor meinem Bruder verstorben ist...“  
„Einen Tag oder eine Stunde, das ist gleichviel; sie hat nicht erben können, wenn sie gestorben ist, bevor die Erbschaft eröffnet wurde. Das ist einig und allein eine Frage des Datums, und um diese zu entscheiden, genügt es, die beiden Todenscheine vorzulegen.“  
„Den meines Bruders und den des Mädchens?“  
„Ganz recht; den des Herrn Francois Boyer werden Sie bekommen können, wenn Sie wollen, und es liegt nur an Ihnen, sich den von Bianca Astrodi zu verschaffen, was ja, nach Ihrer Ansicht, so leicht sein soll.“  
„Mit anderen Worten: Sie sind hierhergekommen, um ihn mir zu verkaufen?“  
„Man thut auf der Welt, was man kann; wenn ich, wie Sie, Hausbesitzer wäre, so würde ich mich auch nicht um die Vermittelung von Erbschaften abgeben. Ich erinnere Sie, daß Sie selbst sich haben holen lassen.“  
„Hätte ich gemocht, daß Sie auf diese Weise vorzögen, so hätte ich mich nicht an Sie gewendet.“  
„Das können Sie sehr wohl sagen, doch Sie werden mir gestatten, das Gesamtvermögen zu denken und Ihnen eine Unterhaltung ins Gedächtnis zurückzurufen, die ich mit Ihnen hatte...“  
„Im Verlaufe unserer letzten Unterredung, als ich Sie fragte, was ich thun sollte, wenn ich die Gewißheit erlangte, es existire ein Kind der Bartolomäa Astrodi, riefen Sie, wenn ein Kind existire, so wäre es wünschenswert, daß es stirbe.“  
„Sie haben wirklich ein brillantes Gedächtnis,“ brummte Herr Paulet, augenscheinlich verwirrt, „und ich glaube, man muß auf die Ausdrücke achten, die man in der Unterhaltung mit Ihnen gebraucht.“  
„Man muß auch auf das achten, was man schreibt. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich einen von Ihnen unterzeichneten Brief sorgfältig aufgehoben habe, der ausföhrliche Instruktionen enthält. Nach dem Wortlaut dieses Briefes sollte ich, im Falle Bartolomäa Astrodi ein Kind hinterlassen, mich erkundigen, was aus diesem Kinde geworden, und wenn ich es erfahre, alles mögliche thun, um es zu hindern, nach Frankreich zu kommen.“  
„Sie bedienen sich recht zweideutiger Ausdrücke!“  
„Nun, ich bin nicht zweideutig? Das junge Mädchen ist todt.“  
„Aber wie ist sie denn gestorben?“  
„Wenn ich Ihnen das sagte, so könnten Sie mich entbehren, und das will ich nicht! Ich habe mir Mühe gegeben, um anständig bezahlt zu werden. Bedenken Sie doch, was ich alles seit einem Monat gethan habe. Ich habe zwei bis drei Unterredungen aufeinander geleitet, und zwar habe ich zu einem guten Ende geführt. Erstens die Nachforschung nach Bartolomäa, der Mutter Biankas, dann nach besagter Bianca selbst, und endlich nach Herrn Francois Boyer, Ihrem Stiefbruder.“  
„Und dafür weiß ich Ihnen keinen Dank,“ brummte Herr Paulet zwischen den Zähnen.  
„So verachten Sie also die Erbschaft Ihres Bruders? Das ist uneigennützig, das muß ich sagen!“  
„Bitte sehr, die Erbin ist todt, nicht wahr?“  
„Todt und begraben!“  
„Nun, so wird sie die Erbschaft nicht reklamieren.“  
„Das nicht, aber wenn Sie Ihren Theil fordern, so wird man ihn Ihnen nicht ausliefern. Das Testament ist dem Gerichtspräsidenten des Arrondissements übergeben worden, und ich sehe Ihnen dafür, daß die natürlichen Erben nicht in den Besitz treten, solange der Tod der Bianca Astrodi nicht durch ein authentisches Dokument bewiesen ist. Man wird einen Kurator ernennen, der das Vermögen bis zum Erscheinen der Erbin, oder bis der Todenschein vorgelesen wird, verwaltet... und dieses Vermögen wird sich ins Unendliche vergrößern, denn niemand wird einen Versuch davon haben. Das ist allerdings ein Trost, doch er ist recht mager. Sie werden mir sagen, daß Ihnen in dreißig Jahren die Erbschaft doch zufällt... Ihnen nicht, Ihren Eltern, und es ist sogar möglich, daß Ihr Fräulein Tochter...“  
„Genug,“ rief Herr Paulet. „Wieviel verlangen Sie für die Abtretung dieses Dokumentes?“  
„Das lasse ich mir gefallen,“ rief Blanchelaine, „Sie werden vernünftig, und wir können uns endlich verständigen; denn ich werde Ihnen nur berechnete Bedingungen stellen, und meine Ansprüche sind sehr mäßig.“  
„Sprechen Sie sich also aus,“ jagte Herr Paulet.

„Ich könnte die Theilung der Summe verlangen, doch ich werde mich mit dem fünften Theil begnügen, d. h. mit 100,000 Franks;... Ich nehme das Minimum an, denn Ihr Bruder hinterläßt Ihnen eher 600,000 Franks als 500,000.“  
„100,000 Franks? Sie haben die Stirn, 100,000 Franks von mir zu verlangen? Lieber will ich auf alles verzichten, als Sie Ihnen geben.“  
„Wie Sie wollen, mein Herr,“ versetzte Herr Blanchelaine in kühler Tone, „ich habe meine Zeit verloren, aber Sie verlieren ein Vermögen.“  
„Ich habe nicht das Recht, Sie zu überzeugen, daß Sie Unrecht thun,“ fuhr der Agent fort, „ich bitte Sie nur, noch einmal nachzudenken, bevor Sie einen definitiven Entschluß fassen, denn wenn ich Ihr Zimmer verlasse, ohne daß wir einig geworden sind, so werde ich nicht mehr die Füße in Ihr Haus setzen, darauf können Sie sich verlassen.“  
„Aber, mein Herr,“ sagte Marguerites Vater, „Sie wollen doch hoffentlich diese 100,000 Franks nicht schon heute haben?“  
„Nein, denn ich habe die Kopie des Todenscheines nicht bei mir; Geld gehen Baare! Sie werden mir das Geld übergeben, wenn ich ihn Ihnen bringe, oder vielmehr... Sie sollen sehen, wie tollant ich bin; wenn Sie in den Besitz Ihrer Erbschaft getreten sind.“  
„Auf dieser Basis könnten wir uns verständigen, wenn...“  
„Doch ich will eine schriftliche Abmachung haben, denn wenn Sie zufällig sterben, würde ich von Fräulein Paulet die Auslieferung eines Vertrages verlangen, den sie nicht abgeschlossen hat.“  
„Aber ich müßte doch wenigstens die Form kennen, die Sie diesem Vertrag zu geben gedenken, da Sie eine so ungebührliche Abmachung verlangen.“  
„Mir genügt es, daß sie nicht ungeschicklich ist. Sie werden ganz einfach auf Stempelpapier anerkennen, daß Sie mir als Bezahlung für auf Ihren Befehl unternommene Nachforschungen die Summe von 100,000 Franks schulden, zahlbar an dem Tage, an welchem Sie Ihren Anteil an der Erbschaft Ihres Bruders erheben werden.“  
„Ist das alles?“  
„Mein Gott, ja, bis auf eine Bedingung.“  
„Um was handelt es sich noch?“  
„Ich bitte Sie, mir Ihr Ehrenwort zu geben, mit niemandem von unseren Abmachungen zu sprechen.“  
„Oh, wenn es weiter nichts ist, ich habe keine Lust, mich damit zu rühmen.“  
„Wenn Sie sich auch nicht damit rühmen, so können Sie doch mit einem Ihrer Freunde davon sprechen, z. B. mit dem, der Sie nach meiner Adresse gefragt hat.“  
„Die Person, die mich nach Ihrer Adresse gefragt hat, hat mit der ganzen Sache nichts zu thun,“ versetzte Herr Paulet, „meine Angelegenheiten interessieren ihn nicht, und ich werde mich hüten, sie ihm mitzutheilen.“  
„Das glaube ich,“ erwiderte Blanchelaine, „doch ich möchte Gewißheit haben.“  
„Sie werden doch hoffentlich nicht verlangen, daß ich mich auf Stempelpapier verpflichte, stillzuschweigen?“  
„Ich hatte bereits die Ehre, zu bemerken, daß Ihr Wort mir genügt.“  
„Gut, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ versetzte Herr Paulet.  
„Ich verlasse mich darauf; darf ich Sie jetzt bitten, mir den Namen Ihres Freundes zu nennen, der meine Wohnung zu wissen wünscht?“  
„Ich werde Ihnen den Herren zuschicken, es handelt sich darum, einen Schuldner zu suchen.“  
„Das ist meine Spezialität, und ich werde mein Bestes thun; es ist ein Kaufmann, nicht wahr?“  
„Nein, es ist kein Kaufmann, sondern ein Maler.“  
„Ein Maler, ach, dann weiß ich schon, wer es ist. Er heißt Paul Freneuse.“  
„Sieh, sieh,“ murmelte Herr Paulet, „sichlich erkannt.“ „Sie stehen also mit ihm in Verbindung?“  
„In Verbindung? nein, doch man hat ihn mir gezeigt und ich treffe ihn ziemlich oft auf der Straße oder im Theater. Er hat ein Gesicht, das man nicht so leicht vergißt, wenn man es einmal gesehen hat, ein ganz ausnehmend Parisisches Gesicht; er hat viel Talent und ist schon ziemlich berühmt. Wenn meine Dienste ihm nützlich sein können, so werde ich mich ihm gerne zur Verfügung stellen. Doch ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ihn nicht zu mir schicken wollten.“  
„Weshalb?“  
„Weil ich glaube, daß er nicht ernsthaft die Absicht hat, meine Dienste in Anspruch zu nehmen. Ich bitte Sie daher, wenn er noch einmal meine Adresse haben will, ihm zu sagen, Sie hätten sie vergessen.“  
„Schön, ich verpöche Ihnen, sie ihm nicht zu geben. Doch kommen wir jetzt zu wichtigeren Angelegenheiten zurück. Wann werden Sie mir den Todenschein der Bianca Astrodi bringen?“

„Morgen, oder spätestens übermorgen, vorausgesetzt, daß Sie noch heute den besagten Vertrag unterzeichnen.“  
Herr Paulet zögerte noch immer, die Feder zu ergreifen, und Herr Blanchelaine fuhr fort:  
„Was fürchten Sie denn eigentlich? Die Fassung, die ich Ihnen vorgeschlagen, läßt gar keinen Doppelsinn zu. Sie zahlen erst, nachdem Sie in den Besitz der Erbschaft getreten sind. In zwei Tagen werden Sie in der Lage sein, festzustellen, daß die Erbin des Francois Boyer nicht mehr auf der Welt ist, und die Erbschaft wird Ihnen noch vor Ablauf eines Monats ausgezahlt werden.“  
Diese angenehme Aussicht wirkte auf Herrn Paulet bestimmend. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, öffnete eine Schublade, nahm daraus einen Bogen Stempelpapier und schrieb darauf die gewünschte Abmachung, die Blanchelaine mit glänzenden Augen seiner Brieftasche einverleibte.  
„So, mein Herr,“ sagte er dann, „das ist ebenjotig, als wenn Sie eine halbe Million mehr in der Tasche hätten. Ich hoffe, Ihnen den Todenschein bis morgen Vormittag zustellen zu können; was dann noch zu thun bleibt, ist Ihre Sache.“  
„Schön, mein Herr, ich werde Sie erwarten,“ murmelte Herr Paulet, und begleitete den Besucher hinaus; dann lehrte er nachdenklich an seinen Schreibtisch zurück, als ein leichtes Geräusch ihn veranlaßte, den Kopf zu erheben.  
Seine Tochter Marguerite hatte eine Thür geöffnet, die mit dem Salon in Verbindung stand, und erschien auf der Schwelle des Arbeitszimmers.  
„Darf man eintreten?“ fragte sie lächelnd.  
„Ja, ich bin ja allein,“ erwiderte Herr Paulet.  
„Ja, doch etwa erst seit zehn Sekunden; ich glaube, dieser Herr würde überhaupt nicht mehr gehen.“  
„Du hast gehört, wozu die Rede war?“  
„Das gerade nicht; ich habe nur im Fluge einen Namen verstanden.“  
„Welchen Namen?“  
„Den des Herrn Paul Freneuse; was sagte dir denn dieser Herr von ihm?“  
„Marguerite, du langweilst mich; sage mir, was du mir zu sagen hast und laß mich in Ruhe.“  
„Ich möchte dich fragen, über der Art, den du mir seit vier Tagen auferlegst, nicht bald zu Ende ist.“  
„Was willst du denn noch?“ fragte Herr Paulet, „bistest du dir vielleicht ein, ich werde Diners veranstalten und dich ins Theater führen, während wir große Trauer haben? Mein Bruder ist eben erst gestorben.“  
„Er ist 200 Meilen von hier gestorben, und ich habe ihn nie gesehen. Du wirst wohl nicht verlangen, daß ich seine Leiche unterforsche, denn es ist mir ganz unmöglich, ein Gefühl zu heucheln, das ich nicht empfinde.“  
„Das beargwöhne ich vollkommen, und ich selbst halte mich nicht für verpflichtet, diesen unglücklichen Francois zu beneiden; doch es giebt gesellschaftliche Rücksichten, denen sich niemand entziehen kann.“  
„Oh, ich verlange ja auch gar nicht, in Gesellschaft zu gehen. Doch ich glaube nicht, daß es uns verboten sein wird, trotz der Trauer unsere Freunde zu besuchen. Du hast neulich in der Porte St. Martin Herrn Freneuse verprochen, sein Atelier zu besuchen.“  
„Ah, darauf wolltest du hinaus? Nun, da ich ihm gesagt habe, wir würden ihn besuchen, so werden wir es auch in den nächsten Tagen thun.“  
„Warum nicht gleich?“  
„Weil ich in jedem Augenblick den Notar erwarte, der das Testament meines Bruders entgegengenommen hat.“  
„Was, dieser Notar kommt nach Paris? Ich glaube, Herr Boyer hätte dich ererbt!“  
„Er hat die Absicht gehabt, doch ist ein Ereigniß dazwischengeschritten, das... es würde zu lange dauern, dir das zu erzählen, und außerdem verstehtst du nichts von Geschäften. Begnüge dich daher mit der Mittheilung, das alles gut steht.“  
„Um so besser, ich werde mich also nach meinem Gefallen verheirathen können,“ rief das junge Mädchen, „denn ich werde Geld für zwei haben.“  
„Ich verpöche, das heißt: du hast es dir in den Kopf gesetzt, Paul Freneuse zu heirathen.“  
„Und wenn denn so wäre? Du hast es mir doch nicht verboten, an Herrn Freneuse zu denken.“  
„Gewiß nicht,“ erwiderte Herr Paulet, „und du kannst sogar überzeugt sein, daß ich ihm deine Hand bewilligen werde, wenn er mich darum bittet.“  
„Er wird dich darum bitten, lieber Vater,“ entgegnete Marguerite.  
„Woher kennst du denn seine Absichten?“  
„Ich wäre keine Frau, wenn ich die nicht erathen hätte.“  
„Du liebst ihn also?“  
„Er gefällt mir sehr,“ murmelte Marguerite.  
„Das ist keine Antwort,“ versetzte Herr Paulet, der die Zweideutigkeiten nicht liebte. „Ihr seid erkaunt, ihr jungen Mädchen; — sobald man mit euch von einer Heirath spricht, glaubt ihr euch verpflichtet, ein dummes Gesicht zu machen, und man kann kein vernünftiges Wort aus euch herausbringen.“  
„Wißt du die ganze Wahrheit wissen?“ fragte Marguerite nach kurzem

Zögern. „Nun denn, ich weiß nicht recht, ob ich ihn liebe.“  
„Das ist etwas ganz Neues, du müßt dir doch über deine eigenen Gefühle klar sein.“  
„Es ist vielleicht sonderbar, aber es ist doch so; du fragst mich, ob ich ihn liebe? Ja, zu dem Zwecke müßtest du mir erklären, was du unter „Liebe“ verstehst.“  
„Ja, glaubst du vielleicht, ich werde dir darüber eine Vorlesung halten? Sage mir: möchtest du Paul Freneuse gern heirathen?“  
„Ja, gewiß, sehr gern, und von allein, die du mir vorgeschlagen, möchtest ich nur ihm zum Manne nehmen.“  
„Nun, das ist klar,“ rief Herr Paulet lachend, „du hast diesen jungen Mann gewählt, ohne mich zu fragen, doch ich tadle dich deswegen nicht. Er hat kein Vermögen, doch er verdient viel Geld, und ich weiß, daß er so vernünftig ist, nicht alles auszugeben, was er verdient. Ich bin ja überzeugt, er würde dich glücklich machen.“  
„Das Geld macht aber nicht glücklich,“ versetzte Marguerite.  
„Nicht immer, aber es trägt viel dazu bei,“ versetzte der Vater. „Lebrigens werdet ihr bei deiner Mäßigkeit und dem Einfommen, das Paul Freneuse vom Verkaufe seiner Bilder hat, reich genug sein, um standesgemäß leben zu können. Die Geldfrage wäre also erledigt, und es bliebe noch übrig, zu erfahren, ob sein Charakter für dich paßt.“  
„Nun, ich möchte meinen Mann genau kennen lernen.“  
„Das ist nicht so leicht.“  
„Oh, es giebt ein sehr einfaches Mittel.“  
„Nenne es mir.“  
„Du hast also vergessen, daß Herr Freneuse mir angeboten hat, mein Portrait zu malen?“  
„Nein, das habe ich nicht vergessen, aber ich sehe nicht ein...“  
„Ein Portrait wird nicht in einem Tage gemacht, man braucht dazu viele Sitzungen.“  
„Nun, und?“  
„Nun, wenn ich in seinem Atelier Modell stände, so würde ich recht bald wissen, was darin vorgeht.“  
„Nun, ich vermute, daß in dem Atelier von Paul Freneuse überhaupt nichts Unpassendes vorgeht. Wenn ich das Gegenteil glaube, so würde ich diesem jungen Manne meine Thüre verschließen. Hast du vielleicht andere Erfahrungen, daß er ein liebreiches Leben führt?“  
„Nein, aber ich weiß, daß er dort Modelle empfängt.“  
„Natürlich, die braucht er beim Malen.“  
„In diesem Augenblick z. B. vollendet er ein Gemälde, welches ein junges Mädchen darstellt,“ entgegnete Marguerite nach kurzer Pause.  
„Welches die Ziegen hütet, ja, ich weiß; er hat sich da ein merkwürdiges Sujet gewählt. Doch was kümmert dich das?“  
„Die Italienerin, welche für dieses Bild Modell steht, soll von wunderbarer Schönheit sein. Herr Freneuse hat zu mir mit Begeisterung, mit Begeisterung von ihr gesprochen.“  
„Na, du wirst dir doch nicht einreden, daß er in dieses Geschöpf verliebt ist?“  
„Das sage ich nicht, aber ich wäre doch neugierig, sie zu sehen.“  
„Ah, du bist also eifersüchtig? Diesen Fehler kannte ich bisher an dir nicht.“  
„Ja, ich habe auch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, ihn zu zeigen. Alle Männer waren mir gleichgültig.“  
„Und jetzt ist es nicht mehr so. Du beschäftigst dich mit einem? Nun, ich habe nichts dagegen, da ich daran denke, ihn zu meinem Schwiegersohn zu machen. Doch deine Eifersucht kommt wirklich ein bisschen früh; warte doch wenigstens, bis du verheirathet bist.“  
„Eins hinter das andere durchaus nicht,“ versetzte Fräulein Paulet lächelnd, „ich bin einmal so und dann nicht mehr.“  
„Glaubst du vielleicht, du wirst über den Lebenswandel Freneuses unterrichtet sein, wenn ich dich zu ihm führe?“  
„Vielleicht, ich habe gute Augen, und würde viele Dinge sehen, die dir entgehen würden. So würde ich z. B. wenn wir die Italienerin anträten, sofort wissen, ob er sie nur als Modell verehrt.“  
„Ich möchte dafür einsehen. Diese Modelle in den rothen Röden können einen Menschen, der Geschick hat, nicht reizen; und die Künstler lassen sich von ihnen noch weniger fangen, als simple Bürgerleute.“  
„Nun, manchmal kommt es doch vor. Hast du mir nicht gesagt, daß auch mein Onkel...“  
„Dein Onkel war auch nicht wie andere Menschen.“  
„Nun, ich möchte eben sicher sein, daß Herr Freneuse nicht dieselbe Thorheit begeht, wie er, und um mich davon zu überzeugen, muß ich zuerst wissen, ob die Ziegenhirtin aus den Abbrüzzern wirklich so schön ist, wie er sagt.“  
„Nun, er wird sich hüten, sie herbeizuführen, wenn wir ihn besuchen.“  
„Gerade darum möchte ich ihn überraschen. Heute ist prächtiges Wetter, das dich ist ausgezeichnet zum Malen; und er wird eine so gute Gelegenheit, an seinem Bilde zu arbeiten, nicht vorübergehen lassen, da der Salon am 1. Mai eröffnet wird und er noch im Rückstande ist. Auf diese Weise könnten wir, wenn du wolltest, erst einen Spaziergang machen und dann ganz zufällig nach der Place Pigalle gehen.“

„Und dann sollten wir so ohne weiteres an der Thür seines Ateliers klopfen; hm, ich glaube, das ist ein etwas gewagter Schritt...“  
„Ich habe übrigens gehört, daß die Künstler nie öffnen, wenn sie gerade ein Modell haben, weil sie fürchten, die Pose zu stören.“  
„Wenn wir an der Thür sind, werde ich ganz laut mit dir sprechen; er wird meine Stimme erkennen und seine Pinsel schon ruhen lassen, um uns zu empfangen. Nicht wahr, es ist abgemacht, Papa; du siehst, ich bin zum Ausgehen fertig. Ich brauche nur meinen Hut aufzusetzen und meinen Mantel anzuziehen; du ebenfalls. Seit drei Tagen hast du übrigens die Strafe nicht betreten und die frische Luft wird dir gut thun.“  
„So,“ erwiderte Herr Paulet, „und der Notar aus der Provinz, den ich jede Minute erwarte?“  
„Der Notar?“ wiederholte Marguerite verächtlich.  
„Nun, gewiß,“ entgegnete Herr Paulet, „er soll mir eine Kopie vom Testament meines Bruders bringen, und du begriffst, daß ich ihn sehr eifrig erwarte.“  
„Nun,“ versetzte Marguerite, „wenn der Herr während deiner Abwesenheit kommen sollte, so brauchte dein Diener dich ja nur zu holen, und du könntest ihm zu diesem Zwecke die Adresse des Herrn Freneuse angeben.“  
„Das ist eine Idee; auf diese Weise kann ich mich ganz ruhig eine Stunde entfernen.“  
„Sogar zwei,“ fügte Fräulein Paulet hinzu, welche dem Atelier einen längeren Besuch abzustatten gedachte.  
„Nun, ich merke, daß du in diesen Menschen wahnsinnig verliebt bist. Wenn ich dagegen wäre, wärest du im Stande, krank zu werden. Setze also deinen Hut auf, inwiefern werde ich Francois meinen Befehl erteilen.“  
Marguerite ließ sich das nicht zweimal sagen; sie wusch wohl, daß sie ihr Ziel erreichen würde.  
Zehn Minuten später wanderten Herr Paulet und seine Tochter Arm in Arm der Place Pigalle zu.  
(Fortsetzung folgt.)

„Und dann sollten wir so ohne weiteres an der Thür seines Ateliers klopfen; hm, ich glaube, das ist ein etwas gewagter Schritt...“  
„Ich habe übrigens gehört, daß die Künstler nie öffnen, wenn sie gerade ein Modell haben, weil sie fürchten, die Pose zu stören.“  
„Wenn wir an der Thür sind, werde ich ganz laut mit dir sprechen; er wird meine Stimme erkennen und seine Pinsel schon ruhen lassen, um uns zu empfangen. Nicht wahr, es ist abgemacht, Papa; du siehst, ich bin zum Ausgehen fertig. Ich brauche nur meinen Hut aufzusetzen und meinen Mantel anzuziehen; du ebenfalls. Seit drei Tagen hast du übrigens die Strafe nicht betreten und die frische Luft wird dir gut thun.“  
„So,“ erwiderte Herr Paulet, „und der Notar aus der Provinz, den ich jede Minute erwarte?“  
„Der Notar?“ wiederholte Marguerite verächtlich.  
„Nun, gewiß,“ entgegnete Herr Paulet, „er soll mir eine Kopie vom Testament meines Bruders bringen, und du begriffst, daß ich ihn sehr eifrig erwarte.“  
„Nun,“ versetzte Marguerite, „wenn der Herr während deiner Abwesenheit kommen sollte, so brauchte dein Diener dich ja nur zu holen, und du könntest ihm zu diesem Zwecke die Adresse des Herrn Freneuse angeben.“  
„Das ist eine Idee; auf diese Weise kann ich mich ganz ruhig eine Stunde entfernen.“  
„Sogar zwei,“ fügte Fräulein Paulet hinzu, welche dem Atelier einen längeren Besuch abzustatten gedachte.  
„Nun, ich merke, daß du in diesen Menschen wahnsinnig verliebt bist. Wenn ich dagegen wäre, wärest du im Stande, krank zu werden. Setze also deinen Hut auf, inwiefern werde ich Francois meinen Befehl erteilen.“  
Marguerite ließ sich das nicht zweimal sagen; sie wusch wohl, daß sie ihr Ziel erreichen würde.  
Zehn Minuten später wanderten Herr Paulet und seine Tochter Arm in Arm der Place Pigalle zu.  
(Fortsetzung folgt.)

## Der Freiheitskampf in Rußland.

(Von einem Ausländer.)  
Wie ist es zu erklären, daß die absolute Monarchie in Rußland trotz ihrer ungeheuren äußeren Machtmittel heute mit ihrer Prätorianergarde isolirt dasteht inmitten ihres Volkes? Einfach dadurch, daß sie am Schlusse einer mehr als zwanzigjährigen, an rücksichtsloser Brutalität schier beispiellosen Reaktion nicht nur ihre vollständige Unfähigkeit, den produktiven Kräften des Volkes zu gesunder Entwicklung zu verhelfen, erwiesen, sondern das Land an den Rand des geistigen und materiellen Ruins gebracht hat.  
Die Hungersnoth ist — das geben die Regierungsorgane selbst zu — nahezu in ganz Rußland, namentlich auch in den mittleren Provinzen, die von der Natur dazu berufen wären, eine der Kornkammern der Welt zu bilden, chronisch geworden. Die Kaufkraft des Volkes ist auf ein Minimum niedergedrückt, infolge dessen die heimische Industrie, trotz Schutzzoll, nicht aufkommen kann, und an periodischen Krisen leidet. Aus dem menschenarmen Lande, wo jede Scholle nach Arbeitskräften schreit, herben jährlich Tausende von Verweisselten oder Verhungerten nach Sibirien, dem Kaukasus, dem Amurgebiet — irgend wohin, denn nirgends kann es ihnen schlimmer ergehen, als in der mit ihrem Blut und Schweiß durchtränkten Heimath.  
Der Erschöpfung aller produktiven Volksträfte folgt die Zerrüttung der Staatsfinanzen auf dem Fuße. Trotz aller schönfärbischen Kunststücke seitens des Finanzministers Wittte — eines der schlauesten Staatsmänner, die Rußland je besessen hat — bleibt es eine brutale Thatsache, daß die Verzinsung der Staatsanleihen ein Drittel des russischen Budgets aufzehrt.  
Noch entschlicher ist der geistige Bankrott des Landes. 80 Prozent des Volkes sind Analphabeten. Alle Versuche des Semswos, die Volksbildung zu fördern, wurden gewaltsam niedergedrückt. Die Selbstverwaltung der Universitäten wurde abgeschafft, die Professoren wurden unter Aufsicht des Kurators und der geheimen Polizei gestellt, die Zahl der Studierenden ward an jeder Universität beschränkt. Mit welchem Vandalismus die russische Regierung auf dem Gebiete der akademischen Bildung gehandelt hat, zeigt am deutlichsten das Beispiel der gänzlich verarmten, einst so glänzenden Dorpatener Universität.  
Auf dem Gebiete der Verwaltung und Rechtsprechung herrschen Zustände, gegen welche die türkischen Verhältnisse beneidenswerth erscheinen. Demonstrirende Studenten werden ohne gerichtliche Untersuchung gewaltsam in den Militärdienst gepreßt. Tausende von Menschen werden jährlich ohne Gerichtsverfahren in's Gefängniß oder nach Sibirien geschickt. Die Krone und die „Ragajka“ wüthen ungezügelter als je. Kein Verhafteter ist davor sicher, innerhalb der Mauern des Polizeigefängnisses durchgepeitscht zu werden. Beispiele, mit Nennung von Namen der Opfer, könnten wir zu Dutzenden anführen. Die Regierung hat vor ihren eigenen Gerichten Angst und hat deren Kompetenz alle Fälle, die an politische Opposition streifen, einfach entzogen.  
Mit all dem nicht genug! Anfang dieses Jahres ist außer über die beiden

## Immer zerstreut.



Professor (in den Kasiralen hineinrufend): „Guten Morgen! Ich gehe nur noch einmal schnell gegenüber zum Buchhändler. Seifen Sie mich nur inszwischen ein.“  
Drei verschiedene Meinungen machen einen Stammtisch.  
\* \* \*  
Ein Theil der Buren ist wieder am Treffen. Hoffentlich diesmal nach keiner Gegend, wo's „Gold und Diamanten“ giebt!  
\* \* \*  
Heirathen per Telephon sind jetzt nichts seltenes mehr. Wir werden nun abwarten müssen, wie lange es dauern wird, daß Scheidungen auf demselben Wege veranfaßt werden können.  
\* \* \*  
Und nun stellt sich's heraus, daß Baberowski ein Meister im Billardspiel ist. Aber da könnte er ja das Klavier spielen lassen und sich die Haare schneiden lassen.  
\* \* \*  
Die Dörse des Schicksals merkt man sich leichter, als die Kräfte des Glücks.  
\* \* \*  
Schon jeder gute Geschäftsmann kennt die Vortheile, welche sich daraus ergeben, wenn man sich durch persönlichen Besuch einmal überzeugt, mit wem man eigentlich zu thun hat.  
\* \* \*  
Der Mangel an Uebung im Schweigen und Neugier dazu ist vielleicht nicht das Einzige, worin sich amerikanische Generale von Mollat unterscheiden.